



BÜCHERGILDE
unterwegs

Die Reise-Reihe
gegen Fernweh

Herausgegeben und
mit einem Vorwort
von Julia Finkernagel

Annemarie Schwarzenbach

Orientreisen

Reportagen aus der Fremde

Herausgegeben und
mit einem Nachwort versehen
von Walter Fähnders

Büchergilde Gutenberg

Abbildungsnachweis

Alle Fotos: Schweizerisches Literaturarchiv /
Schweizerische Nationalbibliothek, Bern

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
Mit freundlicher Genehmigung
von ebersbach & simon, Berlin
© 2017 by ebersbach & simon, Berlin

Für diese Ausgabe: © Büchergilde Gutenberg, 2021

Einbandgestaltung: Clara Scheffler
unter Verwendung des Motivs
Istanbul, Blaue Moschee, Innenansicht / Photochrom
© akg-images/arkivi (Ausschnitt)
Satz: Birgit Cirksena · Satzfein, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7632-7255-6

Inhalt

Vorwort von Julia Finkernagel – 7

Plaza Hotel – 11

Neben dem Orient-Express – 19

Istanbul – 25

Therapia – 31

Ausflug nach Anatolien – 37

Eine Fahrt nach Damaskus – 43

Nachtflug über die Wüste – 52

Baghdad – 57

Isfahan – 63

Teheran – 69

Persepolis – 72

Niemandsland – Zwischen Persien
und Afghanistan – 84

Die Steppe – 90

Das Antlitz des großen Buddha – 97

Turkestan, vergessene Tage – 103

Dreimal der Hindukusch – 109

Die Frauen Afghanistans – 119

Aden, eine Morgenvision – 125

Welt-Landschaft – 132

Nachwort – 140

Vorwort von Julia Finkernagel

Orte gibt es, die klingen wie aus dem Märchen. Während ich noch leise seufze, ruft Annemarie schon laut: »Oh, Magie der Namen!«

Isfahan, Teheran, Masar-e Scharif.
Bagdad, Damaskus, Persepolis, Schiras.

Annemarie Schwarzenbach macht bereits in den 1930er-Jahren das, womit ich heute meine Brötchen verdiene: Mit kleinem Gepäck reist sie ostwärts und beäugt dabei neugierig und wiederkehrend fremde Länder und Kulturen. Um hinterher davon zu erzählen und andere an ihren Abenteuern teilhaben zu lassen. Mal klemmt sie sich hinters eigene Steuer – das eines kleinen Fords –, mal lässt sie sich chauffieren. Ein anderes Mal schwingt sie sich in den Orient-Express oder fliegt in einer klapprigen Dreimotorigen über die Wüste. Sie hat sogar eine Kamera dabei. Wobei sie diese nicht zwingend bräuchte, denn die junge Schweizerin beschreibt ihre Erlebnisse so eingehend und mit solch leidenschaftlicher Feinfühligkeit, dass es eigentlich keiner Bilder bedarf.

Es sind Regionen, von denen einige auch mir vertraut und lieb geworden sind, andere sind gegenwärtig jedoch praktisch unbereisbar: Syrien. Irak. Afghanistan.

Macht nichts, denn dafür habe ich ja nun eine Lösung. Daher begeben sich mich vertrauensvoll auf Annemarie Schwarzenbachs Beifahrersitz und mache mit ihr eine Zeitreise in die Jahre vor und während des Zweiten Weltkriegs, in den Vorderen und Mittleren Orient.

Wir kosten Pistazien, befühlen Seide und Fell, trinken Tee aus dem Samowar und staunen uns durch die Gassen, Werkstätten und Karawanenhöfe der Basare. Meine Weggefährtin zeigt mir deren magische Vielfalt in Istanbul, Aleppo und Isfahan.

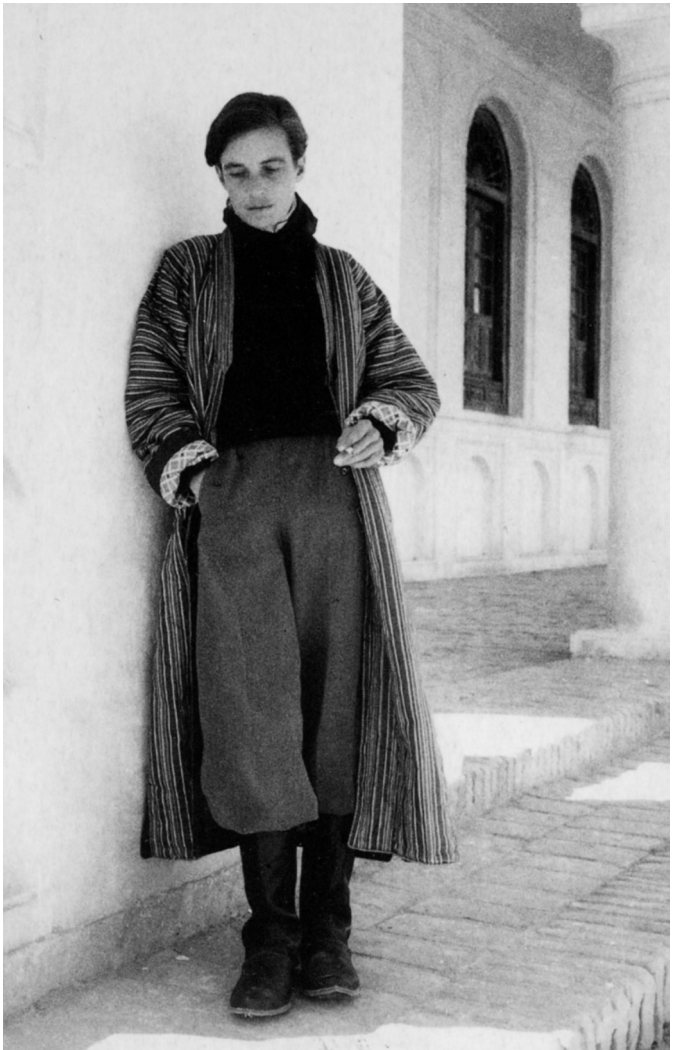
Die Unverzagte durchquert mit mir Anatolien, das Zweistromland, die Wüste zwischen Persien und Afghanistan. Aus diesem Grund gefällt es ihr mit dem Auto unterm Hintern besser als in einem Zugabteil. Frau ist auf diese Weise einfach flexibler als auf einer fix montierten Schienenstrecke mit festgelegten Haltepunkten. In Afghanistan speisen wir auf Teppichen in einem von hohen Mauern umschlossenen Garten mit der Dame des Hauses und tauschen uns mit ihren bildhübschen Töchtern über die Pariser Mode aus.

Schwarzenbachs Reiseberichte sind in der hier vorliegenden Zusammenstellung geografisch sortiert, als unternehme sie die eine große Reise. Etwaige Fragen wie »Aber wo hat sie denn ihr Auto stehen lassen, wenn sie jetzt am Zugfenster sitzt?« oder »Wo kommt der Wagen auf einmal wieder her?« dürfen also liebevoll beiseite geschoben werden. Nicht wichtig.

Annemarie Schwarzenbach muss sich keine Sorgen darüber machen, womit sie ihre Reisen finanziert und wie viel Urlaub am Ende des Budgets wohl übrig sein wird – die Reisejournalistin entstammt einer wohlhabenden Schweizer Familie. Deswegen ist sie auch unabhängig von Honoraren und kann schreiben, worüber sie möchte. Die Art jedoch, wie sie diese Privilegien für sich zu nutzen entscheidet, beeindruckt mich. Denn angepasst ist sie nicht, im Gegenteil: Schwarzenbach erlaubt sich einen festen eigenen politischen Standpunkt, sie stellt sich offen gegen den wachsenden Nationalsozialismus und steht zu ihrer Homosexualität. So viel Chuzpe war nicht oft in den Zeiten ihrer Orientreisen.

Was ich ebenso besonders an Annemarie Schwarzenbach finde: Sie nimmt sich eine Freiheit heraus, von der so viele von uns nur träumen, und fährt einfach los! Und hält an, wo und vor allem so lange, wie es sich gut anfühlt. Das macht sie zeitlos. (Und auch ein bisschen verwegen.) Wie die alten Seidenstraßenkarawanen fährt sie schon mal die Nächte durch, und es kann auch passieren, dass sie mit dem Auto im Fluss stecken bleibt. Schwarzenbach trinkt Tee mit den Einheimischen, hilft bei Ausgrabungen und kumpiert im Schlafsack auf dem Fußboden des Grenzgebäudes.

Vielleicht ist es das, was dieses Buch so stark macht und was beim Lesen dieser Reisebeschreibungen ein klein wenig abfärbt: ihre Kühnheit, ihre Freiheit. Es ist schlicht ein cooler Roadtrip, der mich gar nicht erst zögern lässt: einsteigen, mitfahren. Miterleben.



*Annemarie Schwarzenbach in Taschkurghan
Afghanistan, Oktober 1939*

Plaza Hotel

Es ist sicher gleichgültig, ob dieses »Plaza« sich gerade in New York oder in Bombay oder Kalkutta befindet, in Tokio, auf den Bahamas – sicher wohnen dort, auf den Bahamas, heute schon viele Leute, die reich sind und sich deswegen weder als »Emigranten« noch als »Refugees« zu bezeichnen brauchen, und ich weiß aus eigener Erfahrung, dass die Plazas und Ritz' und Palace-Hotels in der ganzen Welt sich gleichen: ihre Badezimmer haben die gleichen Ausmaße, der in ihren Bars eisgekühlte »Dry Martini« schmeckt gleich, auch die Preise, in Singapore und in Barcelona, oder auf dem Ozeandampfer, sind mindestens vergleichbar, – höchstens daß die Kellner und die Stewards in Suez die Jacken wechseln, denn gerade dort, am Ausgang des Suez-Kanals, erkältet man sich leicht, und es wird auch den Gästen anempfohlen, ihre weißen Dinner-Jackets aus Indien mit den schwarzen, in Europa üblichen Smokings zu vertauschen. Ich kenne Weltreisende, die in New York ihr Billet bestellt und gleich erklärt haben, sie hätten nicht mehr als drei Sommermonate Zeit, und die dann also in ihrer weißlackierten Kabine in knapp drei Monaten die Erde umsegelten, schneller als Jules Verne. Ich habe das Buch von Jean Cocteau gelesen, der auch den Rekord überbot und keine neunzig Tage brauchte, um in den Häfen von Indien,

China und Australien mit gelben, schwarzen und vor allem französischen Matrosen seine Opiumpfeife zu kosten und sich überdies in Japan von der französischen Botschaft zum Diner einladen, in Hawaii von schönen, eingeborenen Mädchen mit Seerosen bekränzen zu lassen. Ich erinnere mich ferner genau, wie ich nach einer langen Wüstenfahrt nach Jerusalem kam, dort im Hotel »King David Tower« zuerst einen Cocktail trank, dann ein Plakat sah mit der Ankündigung, dass der Geiger jüdischer Abstammung, der noch vor drei Jahren ein Publikum in Berlin in Entzücken versetzt hatte, als er das Brahms-Violinkonzert mit Furtwängler als Dirigenten spielte, – am gleichen Abend in der Zionshalle von Jerusalem das gleiche Konzert spielen würde. Im gleichen Hotel – ebenso gut hätte es »Jerusalem Plaza« sein können – traf ich fünf junge Mädchen und ihre beiden älteren Lehrerinnen aus einem Bostoner Mädchenpensionat. Sie waren 18 bis 20 Jahre alt, noch nicht verlobt, hatten Sommerferien, und sollten die Welt kennen lernen. Sie hatten den Hafen von New York, die Freiheitsstatue, den Felsen von Gibraltar, Marseille, Genua, den Vesuv, Capri und die Kanonen von Malta gesehen, hatten zum Frühstück kalifornischen, spanischen, dann Orangensaft aus Jaffa getrunken, hatten die Moscheen von Damaskus, die Ruinen von Baalbek, einen Kamelrücken und den See Genezareth gesehen und würden noch Indien sehen, das »Plaza« von Bombay, die Nächte und Kirschblüten von Japan. – Ich weiß jetzt auch wieder, warum ich mich an die belanglosen amerikanischen Pensionsschülerinnen genau so deutlich erinnere wie an

das Konzert von Hubermann, das doch damals, als ich noch taumelte vom Schwindel weißer Nebel aus Hitze, von Entbehrungen und menschenleeren Weiten, über mich hereinbrach mit den vollen Klänge menschlicher Trauer, bewegter Süße. Die Mädchen im David-Tower-Hotel hingegen waren bestimmt belanglos, sind ohne Zwischenfall nach New York zurückgekehrt, haben sich ihre Abendkleider für die nächste Saison bestellt und sind jetzt glücklich verheiratet, mit wenig Erinnerungen, aber mit Sommerhäusern in Florida, in Palm Beach, Kalifornien, und Jachten.

Aber ich traf damals, in Jerusalem, nicht allein ein, sondern mit meinem jungen Freund Paul, einem Studenten der Anthropologie der Universität Chicago, der eines jener Mädchen kannte, mit ihr auf Jugendbällen getanzt hatte und sich beinah als ihr Verlobter betrachtete. Seit zwei Jahren saß Paul auf einem Ausgrabungshügel in Syrien; er war »hängen geblieben«, hatte eine prähistorische Höhle ausgegraben, kochen gelernt und sehr viel Whisky getrunken. Da kam das Telegramm aus dem »Plaza« in Damaskus, – er machte sich sofort auf, bat den Direktor, ihm ein paar Tage Urlaub zu geben, und mich, ihn auf der Wüstenfahrt nach Jerusalem zu begleiten. Während ich dann in der Zionshalle das Brahms-Konzert hörte, aß Paul mit seiner Jugendfreundin zu Abend. Als ich, nach dem Konzert, zu ihnen stieß, hatte Paul gerade eine Flasche auf dem Berge Karmel gereiften Rotweins bestellt und sie wärmen lassen wie einen Burgunder. Und Paul erzählte, – ich wusste schon, wie er erzählen konnte, aus einem Foxtrott machte er

einen ekstatischen Indianertanz, aus einer Regennacht eine von Tropenstille erhellte Mondnacht und aus einem Schluck Whisky eine Orgie. Amerikanische Landstraßen in Georgia, seiner Heimat, wurden, wenn er so erzählte, die letzten Landstraßen der Welt, – und einer herrlichen, trunkenen, in Myriaden von Begeisterungen wie in Milchstraßen gebadeten Welt. Mein Freund Paul! –

Das Mädchen, Jean, schien mir auffallend hübsch. Sie trug ein leichtes, helles Sommerkleid und einen Blaufuchspelz um die Schultern. Als sie am nächsten Morgen im extravaganten Autobus abfuhr, kauften Paul und ich ihr in aller Eile ein echtes Silberarmband, schön ziseliert wie eine Damaszener Klinge, und mit Türkisen besetzt. Aber ich greife vor. Zusammen mit dem gewärmten Rotwein vom Berge Karmel erschien nämlich im verlassenen Esssaal des Hotels, gegen Mitternacht, eine der Pensionatslehrerinnen, um Jean in ihr eisgekühltes Schlafzimmer zu begleiten. Paul beeilte sich, er stammelte. »Wir haben, auf der Ausgrabung, einen ägyptischen Koch«, sagte er, »der kann auch Irish Stew machen, jeden Morgen gibt es Bier und Tomatensaft, am Abend bringt der taubstumme Diener Fichtenholz aus dem Libanon für das Kaminfeuer, wir trinken Raki, am Sonntag Whisky, damit man weiß, daß Sonntag ist, und dreimal habe ich schon die Federn des Sofas durchgebrochen – Du weißt schon, wenn ich den Indianertanz tanze, springe ich auf alle Möbel – und das Grammophon geht auch, und junge Hunde haben wir, zwei Wochen alt.« Jean hörte aufmerksam zu. »Es klingt

herrlich«, sagte sie, »dieses Wüstenleben in Syrien.« Paul bat: »Es ist kein Wüstenleben, – wir haben grünen Rasen gesät im Hof, und meine Schädel solltest du sehen, und abends den Blick über die Ebene. Ach, ich bin glücklich, daß Du gekommen bist! – Du wirst doch wiederkommen, jetzt, nachdem Du alles weißt?«

Jean verließ den Saal, und Paul und ich blieben noch lange sitzen und tranken den Rotwein, den der arabische Kellner beinahe in einen Glühwein verwandelt hatte. Dann, am nächsten Tage, kauften wir das Damaszener Armband und fuhren sicher 20 Stunden durch die uferlose Wüste, um auf unsere Ausgrabung zurückzugelangen.

Vielleicht sitzt Paul jetzt noch dort, zwischen seinen Schädelhügeln, vielleicht mit den gleichen Whiskyflaschen, den gleichen alten Khakihosen und ungechorenen Haaren irgendwo in Afrika. Geheiratet hat er jedenfalls nicht – und jedenfalls hat das Mädchen Jean nach ihrer Weltreise geheiratet.

Ich weiß auch gar nicht, warum ich mich jetzt, nach mehreren Jahren, plötzlich an Syrien und Jerusalem erinnere. Es ist Juli 1940, Hitze in New York, ich wohne im Plaza Hotel, warte täglich dreimal auf die Zeitungen aus Europa. Ich muß darüber nachdenken, ob man als junger, zufällig hierher verschlagener Europäer in Amerika leben könnte. In einem fortschrittlichen, reichen Land, mit Städten, Flugzeugverbindungen, Universitäten, einem Land, das vielleicht die einzige große Demokratie der Welt sein wird, einem Land jenseits des Ozeans, das aber ein riesiger, sozusagen autarker Kontinent ist – warum

sollte man hier nicht leben können? Habe ich nicht, auf vielen Reisen nach Osten und Westen, gelernt, daß der Mensch beinahe überall leben kann, daß er für dieses bißchen Leben wenig braucht, und viel, nämlich das bißchen nicht zu benennender Hoffnung, eine Art von himmlischer Speise? – Oder sollte es daran liegen, daß ich nur deutsch zu schreiben verstehe, auf englisch aber eitel und geläufig daherrede, die Fremdsprache mißbrauche und mich einsam fühle, – aber ist es vielmehr, weil mich dieses Plaza Hotel an das Palace, das Palace an ein anderes Ritz erinnert, – diese großartige Stadt New York an alle wachsenden Großstädte (ja, mindestens die Vororte von New York, Chicago, Bombay und Birmingham haben eine fatale Ähnlichkeit!), – weil ich den tiefen Straßenschächten und zwischen den die Augen automatisch anziehenden Verkehrslichtern, inmitten dieser in ihrer Art perfekten organisatorischen Ordnung, nur noch ein perfekt organisiertes und reagierendes Lebewesen bin – und dieser Fähigkeiten müde? Eines Abends verließ ich das Plaza, zunächst, um meinen Hund ein wenig spazieren zu führen, und dann, um einen wichtigen Besuch und nachher einige Besorgungen zu machen. Zwischen dem Eingang des Plaza und der berühmten »Fifth Avenue« befindet sich ein kleines Viereck mit einem Brunnen, ein paar sehr dürftigen Blumenbeeten und einem rings um den Brunnen laufenden Asphaltweg für Fußgänger, Hundebesitzer, Gouvernanten und die ihnen anvertrauten Kinder. Ich ging langsam über diesen Platz, den Hund an der Leine, und hörte hinter mir eine Stimme. »Ist dieser Hund ein Chow?« Ich

drehte mich um. »Ja«, sagte ich, »das ist ein Chow.« Auf dem Brunnenabsatz saß ein Mann in ziemlich abgetragenen Kleidern, mit blonden Haaren, die vielleicht schon etwas grau waren, und sehr klaren, hellen, wie von der Sonne und von Salzwasser gebleichten Augen. »In China und in der äußeren Mongolei heißen diese Hunde anders«, sagte der Mann. Ich setzte mich neben ihn, ohne irgend etwas zu überlegen, und obwohl ich eigentlich für meine Verabredung verspätet war. »Woher wissen Sie, wie man Chows in der Mongolei nennt?«, fragte ich. Der Mann antwortete, er verstehe chinesisch und habe viele solche Hunde dort in China gesehen. Er habe 36,000 Meilen zu Fuß zurück gelegt, auf den Straßen Chinas, in den mongolischen Wüsten, auf den endlosen Strecken zwischen indischen Städten, in Afrika und Australien, – am meisten aber in China. »Ich war nie in der Mongolei, ich bin nie weitergekommen als bis an den Rand von Afghanistan-Turkestan«, sagte ich. »Ich bin sieben Jahre lang gegangen«, sagte mir der Mann, »ich war zu alt, um eine gute Stelle zu bekommen, da dachte ich, es würde ebenso gut sein, die Welt einmal von innen zu sehen.« »Und wie gefällt Ihnen New York?« – »Die gewaltigste Stadt der Welt«. – »Aber es ist unerträglich«, sagte ich und schämte mich sofort, denn was heißt es, »unerträglich«. Der Mann antwortete aber freundlich. »Sie werden eines Tages auch die Mongolei sehen«, sagte er, – »wer einmal die fernen Horizonte gesucht hat, wird immer danach suchen. Aber reisen Sie ohne Geld. Gehen sie zu Fuß. Betteln Sie lieber, als in Luxus-kabinen und Plazas zu wohnen. Nicht daß ich gute

Betten und gutes Essen verachte, aber es kostet zu viel, das gute Leben. Was ich nun in sieben Jahren gesehen habe – um welchen Preis könnte ich es hergeben?«

Ich hörte ihm kaum zu. Der Abend war hereingebrochen, ich wusste kaum mehr wo ich mich befand. Dann dachte ich plötzlich daran, dass ich mitten in New York sei, vor dem Plaza Hotel – und ob wohl meine Bekannte, eine reiche Amerikanerin, mit der ich zu Mittag gegessen hatte, sich auch auf eine Brunnenstufe setzen würde neben einen sogenannten Landstreicher. Natürlich nicht, – ich lachte hell heraus. Dann sah ich auf die Uhr und dachte, daß die Abendzeitungen schon vor 20 Minuten eingetroffen sein mussten. Mit den Nachrichten aus aller Welt.

[1940]

Neben dem Orient-Express

Wohlmeinende Stimmen hatten uns gewarnt: wir sollen den Wagen lieber auf ein Schiff verladen, oder auf den Orient-Express, dann würden wir heil und mit unverbrauchten Kräften von Istanbul aus starten können. Der Orient-Express, gewiß! – Als Kind schon hatte er mich entzückt, als ich ihn durch das Wallis dem Simplon zurollen sah: da brauchte man nur einzusteigen, und würde, unfehlbar, eines Morgens erwachen am Bosphorus, an der Küste Asiens! Jahre später wurde der Zauber zur Wirklichkeit, und ich sah am Ende langer gelber Hügelketten Stambul aus dem Meer auftauchen – der herbstliche Balkan war hinter mir geblieben wie eine ungeborene Welt, traurig, arm, unter graubraunen Wolken düster verhüllt.

Es gibt Träume, die wiederkehren, man erwartet das vertraute Bild mit klopfendem Herzen. So ging es mir, als wir uns, bald hinter Treviso, der italienisch-jugoslawischen Grenze näherten: würde ich die Melancholie, den banger Rhythmus der verschlossenen Wagenreihe wiederfinden, den kargen Gruß ärmlicher Bahnstationen? – »660 Kilometer bis Beograd« lasen wir auf dem Wegweiser hinter der Grenze, – wieviel bis Sofia, bis Plovdiv, Adrianopel, bis zum Goldenen Horn? – Die Fremde begann, wir würden keine Autostradas mehr haben, die Sprache

der Bauern nicht mehr verstehen, – eben noch, so schien es, hatten wir beim Bäcker in Simplon-Dorf ein schwarzes Roggenbrot gekauft, und mit dem Geisbuben schweizerdeutsch geredet, eben noch die duftenden Gärten am Lago Maggiore, die Fischerboote am Gardasee begrüßt, und den sanften Hauch des pastellfarbigen Mittelmeers in der Bucht von Triest ... jetzt: die Fremde, – trauen wir uns hinaus, die Straße ist schlecht, windet sich durch erste Hügel. Und Zigeuner lagern am Wegrand, – welches Nomadenlager! Planwagen und magere Pferde, Körbe und Lumpen, ein Feuer, ein Blasebalg, Mütter und Kinder schlafen zwischen den Wagenrädern im Schatten ausgestreckt; die Männer mit olivenfarbigem Teint und länglichen Augen, tragen die schwarzen Locken bis auf die Schultern. Wir werden diesem seltsamen Volk wiederbegegnen bis hinein nach Persien, – in einem bulgarischen Dorf führen die Burschen traurige, von der Hitze ermattete Tanzbären mit sich, – und überall lieben die schönen Mädchen blitzende Armreifen und bunte Halsketten. Dieses erste Zusammentreffen mit den unsteten Nomaden der Landstraße läßt einen Augenblick lang das Panorama sich auftun, das vor uns liegt, noch verschlossen in Wirklichkeit durch viele Hindernisse, bekannte und unbekannt – aber es ist *eine* Welt, ihre Wege kreuzen sich und setzen sich fort, und ihre tausendfältigen Schicksale verknüpfen sich tausendfach.

Aber der Alb und die Begierde der Ferne lösen sich, dieses Land Jugoslawien mutet heimatlich an mit seinen Hügeln, Wäldern und Feldern, seinen

schönen Dörfern, Höfen und weißen Barockkirchen, seinen Laubbäumen an freundlichen Flußläufen. – Der Orient-Express, damals, fuhr zu schnell, machte nicht Halt bei einem ländlichen Gasthof, im Dorfe »Landstraß«, wo einst Maria Theresia in ihrem Schloß Münze schlagen ließ, bis die Türken kamen und es zerstörten: ein verwilderter Park ist übriggeblieben, und das Dorf heißt heute Costanjavica. Die Deutschsprachigen aber – erinnern sich des habsburgischen Kluges, der Offizierskasinos, des Militärdienstes, wo die Burschen »feine Manieren« lernten – sie erinnern sich, daß sie zu einem großen Reich gehört haben, wenn sie auch heute nicht ärmer sind als damals, an Brot und Eiern, Milch und Mais. Es wird viel von Hitler geredet in den deutschen Dörfern, man grüßt unseren ausländischen Wagen sogar schon mit erhobenem Arm, – oder man fragt uns sorgenvoll, ob jener »Führer« wohl auch Slowenien nehmen werde wie er es mit Deutschböhmen getan habe ...

Wir erreichen die Donau, da wird das Land flach und die Getreidefelder setzen sich fort bis zum Horizont, bis zur Hauptstadt Beograd. Ueberall auf den Wegen in leichtem Trab die Gespanne schöner, ungarischer Pferde, und die Bauern in kleidsamer, weißer Tracht – der Anblick von soviel ländlichem Reichtum ist eine unentwegte Freude! Als wir uns, nach drei Tagen, der Grenze Bulgariens nähern, fragen wir uns: was wird anders sein? Es gibt echte Zufalls-Grenzen, im Orient-Express merkte man nicht viel davon, man schmeckte das Brot nicht, hörte keinen Gesang und Sensenklang. Aber wir, gleich nachdem

wir das winzige Tal, den steinigen Weg zwischen den zwei von staubigen Soldaten bewachten Grenzstationen hinter uns haben, wissen, wir sind »in einem anderen Land«. Es ist wilder, gebirgiger, unzugänglicher – es ist romantischer, vielleicht schöner, vielleicht ärmer – es begrüßt uns mit leuchtenden Abendfarben, roter Erde, einem frischen Gebirgswasser, Frauen in weißen Kopftüchern und schwarzen Röcken winken uns zu – und als das Tal sich öffnet, der Weg in großen Kurven in die Ferne hinab steigt, empfinden wir zum ersten Mal die Nähe Asiens.

An was es liegt? Vielleicht ist es das schier erdrückend große Panorama einer weiten Hochebene, hinter der sich Kette an Kette reiht, bräunliche Berge, schon kahl auf der Sonnenseite, und in den wasserreichen Schluchten sammelt sich das Grün zu Oasen, worin die Dörfer sich bergen. Vielleicht sind es die Schafherden und bald die Bauern in türkischer Tracht, in Turban und weiter Hose, die Frauen verschleiert und scheu. – Sofia ist eine reizende und fast dorfliche Hauptstadt, Moscheen stehen neben orthodoxen Kirchen. Hier, wie in den Provinzstädten, weiß man nicht, fühlt man sich mehr an den Orient oder an Rußland erinnert, und schon tauchen neben dem vertrauten russischen Alphabet alte arabische Inschriften auf. – Bulgarenzaren, Fürstentums herrschaft, Kämpfe um Philippopel an der Mariza, byzantinische Intriguen, List und Heldenmut fränkischer Kreuzritter – wir hören es mit dem Klang der Namen, aber wir sehen: die gleichen Bauern, die gleichen Dörfer, die gleichen Felder, die gleichen

Herden. Es ist Erntezeit in Bulgarien, neben weißen Rindern begegnen wir den ersten schwarzen Wasserbüffeln, diesen glatthäutigen Ungetümen mit flachen Hörnern und leidend gebeugtem Nacken, bis zum Hals im warmen Schlamm liegend wie Krokodile. Wir fahren durch das »Tal der Rosen«, Kinder strecken uns die letzten rosa Blüten entgegen, dafür sind die Lavendelfelder noch ein violettes, sanft betäubendes Meer, und in den Erdbeerfeldern hinter Plovdiv-Philippopol pflücken Mohammedanerinnen, armselige Frauen, barfuß und in langen Hosen, unter der herrischen Aufsicht eines Besitzers, der uns ein Kistchen von etwa zwei Kilo für vierzig Rappen verkauft. Wir begreifen: hier in Bulgarien ist mehr von der alten Türkei lebendig geblieben als drüben in Anatolien. Wohl begegnen wir Flugplätzen, sehen viel exerzierende Soldaten – aber Fabrikschlote sind selten, es gibt nur die Schornsteine der Rosenöl-Raffinerien in den Dörfern, und den Bauern läßt man gewähren, in arbeitsamer Armut, ob Christ oder Mohammedaner, nach alter Weise.

Die Grenze der europäischen Türkei, einige Kilometer hinter dem bulgarischen Städtchen Svilengrad: da liegt rechts, jenseits der breit dahinströmenden Mariza, Griechenland – die gleichen Hügel, von kleinen Feldern bedeckt. Viel umkämpfte Dreiländerecke ...

Dann taucht, hinter einer Biegung des steinigen Wegleins, in einem wunderbar hellen Abendhimmel, ein Traumbild auf: über Hügelrand und Dächergewirr steigen leicht wie Rauch Minaretts empor, so zart, so wie an die Wolken rührend, daß man glauben möchte,

sie seien aus keiner irdischen Materie: die Moschee Sultan Selim auf der Höhe von Adrianopel, erbaut von Sinan, dem Architekten der Suleymaniye in Stambul. Wir machen Halt, an uns vorüber eilen türkische Bäuerinnen, in ihre schwarzen Schleier gehüllt, zwei schwere Wassereimer an wippender Stange über der Schulter tragend. Es wird Nacht, die Welt atmet auf, und wir mit ihr – noch versunken in den ersten Anblick eines neuen, uralten Landes.

[1939]